

Bari Weiss
Wie man Antisemitismus bekämpft

Bari Weiss, geboren 1984, war Autorin und Redakteurin im Meinungsressort der *New York Times*. Bevor sie 2017 zur *Times* kam, war Weiss Redakteurin für Meinungsartikel und Buchrezensionen beim *Wall Street Journal*. Sie war ebenfalls bei *Tablet*, einem Online-Magazin für jüdische Politik und Kultur beschäftigt. Sie stammt aus Pittsburgh und lebt heute in New York City.

bariweiss.com

Twitter: [@bariweiss](https://twitter.com/bariweiss)

Titel der Originalausgabe: »How to fight antisemitism«

© Bari Weiss, 2019

Published by arrangement with The Robbins Office, Inc.

International Rights Management: Susanna Lea Associates

AJC Berlin
Ramer Institute

Wir danken dem AJC Berlin Lawrence & Lee Ramer Institute for German-Jewish Relations für die freundliche Unterstützung dieser Publikation

Edition

TIAMAT

Herausgeber:

Klaus Bittermann

1. Auflage: Berlin 2022

© Verlag Klaus Bittermann

Printed in Germany

www.edition-tiamat.de

ISBN: 978-3-89320-291-1

Bari Weiss

Wie man Antisemitismus bekämpft

**Eine Streitschrift gegen
Geschichtsvergessenheit,
Selbstgefälligkeit und Konfliktscheu**

Aus dem Englischen von Mark Feldon



**Critica
Diabolis
308**

**Edition
TIAMAT**

»Verkünde Freiheit im ganzen Land
für alle seine Bewohner.«

LEVITICUS 25:10.
UND AUF DER FREIHEITSGLOCKE

Geleitwort

In einem Brief an die jüdische Gemeinde Newport im Jahr 1790 schrieb der erste Präsident der Vereinigten Staaten, George Washington: »Mögen die Kinder des Geschlechts Abrahams, die in diesem Land wohnen, auch weiterhin das Wohlwollen der anderen Bewohner genießen – während jeder in Sicherheit unter seinem eigenen Weinstock und Feigenbaum sitzen wird und es niemanden geben wird, den er fürchten muss.« Und in der Tat konnten Jüdinnen und Juden nach der Zerstörung des Zweiten Tempels in keinem anderen Land bis in die Gegenwart freier, sicherer und erfolgreicher leben. Dass dies insbesondere für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gilt, schildert Bari Weiss eindrücklich anhand ihrer eigenen Biografie im vorliegenden Buch.

Freilich bedeutet dies nicht, dass es in der Geschichte der Vereinigten Staaten keinen Antisemitismus gegeben hätte. Personen wie Father Coughlin oder Henry Ford, um nur zwei der bekanntesten Antisemiten der US-Geschichte zu nennen, haben erhebliche Anstrengungen zu seiner Popularisierung unternommen. Dennoch blieben antisemitische Agitatoren, wie die beiden genannten, historische Randfiguren und auch der Judenhass reichte in seiner Verbreitung nie an jenen der Alten Welt heran oder entwickelte sich gar zum ideologischen Kern einer Massenbewegung wie im nationalsozialistischen Deutschland.

Seit einigen Jahren gibt es aber in der jüdischen Gemeinschaft der USA eine Debatte darüber, ob das »Goldene Zeitalter«, gemeint ist vor allem die Zeit seit dem 2. Welt-

krieg, vorüber sei. Auslöser dafür waren antisemitische Terroranschläge wie auf die *Tree of Life*-Synagoge in Pittsburgh 2018, die Heimatgemeinde der Autorin, auf die Synagoge in Poway, Kalifornien, im Jahr 2019 oder jener auf einen koscheren Lebensmittelmarkt in New Jersey im Jahr 2022, aber auch die insgesamt steigende Zahl von antisemitischen Straftaten.¹ Im Zentrum der Debatte steht die Frage, ob die gegenwärtige Zunahme des Antisemitismus eine vorübergehende Erscheinung im Zuge der starken gesellschaftlichen Polarisierung ist, oder ob sich etwas grundlegendes in der amerikanischen Gesellschaft verschiebt. Das vorliegende Buch erhebt keinen Anspruch darauf, diese Frage umfassend zu beantworten, dennoch beschreibt es die Entwicklung in den Vereinigten Staaten äußerst treffend. Und obwohl das Buch im englischen Original bereits im Jahr 2019 erschienen ist, haben die Beobachtungen und Analysen der Autorin nichts an Aktualität eingebüßt. Im Gegenteil sind sie aktueller denn je.

Von der erheblichen Verbreitung antisemitischer Verschwörungsmythen über den von Rechtsextremen angeführten Sturm auf das Kapitol am 6. Januar 2020, Angriffe auf Jüdinnen und Juden in Los Angeles und New York vor dem Hintergrund der erneuten militärischen Auseinandersetzung zwischen Israel und der Hamas im Mai 2021, bis hin zu den Aktivitäten der BDS-Kampagne und antisemitischer Vorfälle im Zuge der Black-Lives-Matter-Bewegung: all diese Entwicklungen bestätigen die Analysen der Autorin, dass die Gefahr des Antisemitismus, wie auch in Europa, von Rechtsextremisten, Islamisten und Teilen der politischen Linken ausgeht.

Für Weiss ist dabei gerade der Antisemitismus des linksliberalen Establishments indes nichts Theoretisches, sondern war einer der Gründe dafür, dass sie ihre Stelle als

Autorin bei der *New York Times* nach dem Erscheinen ihres Buches kündigte. So wurde sie etwa von Kolleginnen und Kollegen als »Rassistin« und »Nazi« beleidigt. In ihrem Abschiedsbrief an den Herausgeber begründete sie ihren Weggang aber auch damit, dass in der Redaktion Themen so ausgewählt würden, dass sie »nur eine eng begrenzte Zielgruppe zufriedenstellen, statt einer wissbegierigen Leserschaft zu erlauben, sich über die Welt zu informieren und dann ihre eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen.« Dieses Absterben intellektueller Neugier, die Unfähigkeit und der Unwille zur Irritation oder auch nur die bloße Bereitschaft, Dinge zu lesen, die nicht deckungsgleich mit der eigenen Weltsicht sind, wie auch der damit einhergehende Illiberalismus, sind Ausdruck einer immer aggressiver werdenden Identitätspolitik, die, in Kombination mit den sozialen Medien, für die jüdische Gemeinschaft ein ernsthaftes Problem darstellt. Der Autor Bret Stephens bemerkt dazu treffend:

»Amerika versteht sich nicht mehr als Schmelztiegel oder Salatschüssel, um die alten Metaphern für Assimilation und kulturelle Vielfalt zu verwenden. Stattdessen werden wir zu einem Land der unnachgiebigen Binarität, in dem die Menschen entweder als ›farbig‹ oder ›weiß‹ eingestuft werden. Das Ergebnis ist, dass die große Mehrheit der jüdischen Amerikaner – diejenigen, die sich nicht als ›farbige Juden‹ identifizieren – in eine rassische Kategorie gedrängt werden, mit der sich nur wenige bewusst identifiziert haben, die den jüdischen kulturellen, religiösen und politischen Traditionen fremd ist und die seit Menschengedenken als ideologisches Werkzeug benutzt wurde, um Juden millionenfach abzuschlachten, eben weil wir nicht ›weiß‹ waren. Wenn Rasse tatsächlich ein soziales Konstrukt ist, wie die progressive Linke behauptet, dann

ist das obszönste Konstrukt von allen sicherlich eines, das jüdische Amerikaner mit der Art von Menschen in einen Topf wirft, die in Charlottesville ›Juden werden uns nicht ersetzen‹ skandiert haben.«²

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung ist es daher wesentlich für das Verständnis, dass die Autorin zu Beginn des Buches konzise herausarbeitet, dass es sich beim Antisemitismus nicht um ein beliebiges Vorurteil oder eine Form des Rassismus handelt und unter diesem subsumiert werden kann, sondern um eine distinkte und irrationale Welterklärungsideologie. Auch wenn Weiss' vorliegende Ausführungen zunächst wenig Grund zu Optimismus bieten und deutlich machen, dass es bei der Bekämpfung des Antisemitismus großer Anstrengungen bedarf, so wäre es falsch, jetzt in die immer lauter erklingenden Abgesänge auf die USA einzustimmen. Denn kein Land der Welt hat in seiner Geschichte immer wieder die Fähigkeit zur Erneuerung bewiesen wie die Vereinigten Staaten. Weiss ist also zuzustimmen, wenn sie am Ende ihres Buches trotz aller beschriebenen Herausforderungen ganz im Sinne des Wunsches von George Washington ausführt: »Ich habe Vertrauen in die Grundsätze und Versprechen dieses Landes. Und ich bin überzeugt, dass wir immer noch eine außergewöhnliche Nation sind.«

Dr. Remko Leemhuis

Direktor, AJC Berlin Lawrence & Lee Ramer
Institute for German-Jewish Relations

1 Im Jahr 2020 waren 55% aller religiös begründeten Hassverbrechen antisemitisch motiviert, obwohl Jüdinnen und Juden weniger als 2% der Gesamtbevölkerung ausmachen. Quelle: <https://crime-data-explorer.fr.cloud.gov/pages/explorer/crime/hate-crime>
2 <https://sapijournal.org/continuity/2021/10/is-there-a-future-for-american-jews/>

Kapitel 1

Aufwachen

»There is a shooter at tree of life.«

Die erste SMS erreichte mich um 10:22 Uhr über unseren Familien-Chat. Sie stammte von meiner kleinen Schwester Suzy. Ich antwortete sofort: »Ist Papa?«

Mit trockenem Mund wartete ich auf eine Antwort auf meine unvollständige Frage.

Meine Eltern wohnen anderthalb Meilen von der Tree of Life Synagoge entfernt. Drei Gemeinden nutzen das Gebäude, um am Morgen des Sabbats den Gottesdienst zu feiern. Manchmal nimmt auch mein Vater teil.

»Wir sind zu Hause«, schrieb meine Mutter. »Mach dir keine Sorgen.«

Casey, meine zweitjüngste Schwester, wusste mehr: »Magazin Hochleistungs-AK 47. Ihr Ehemann Doug, ein örtlicher Feuerwehrmann, folgt dem Polizeifunk.«

Jemand teilte einen Link zu den Psalmen – »Unsere Vorfahren vertrauten dir; sie vertrauten, und du hast die errettet« – heilige Verse, die Juden seit jeher in Zeiten großer Bedrängnis aufsagen. Mehrere Berichte deuteten auf eine Geiselnahme hin. Vorsichtige, von Hoffnung getriebene Mutmaßungen machten die Runde. Meine Mutter schrieb: »Ich bin sicher, dass wir Menschen kennen, die dort sind.«

Die Zeit verging kriechend. Ich schaltete CNN ein. Noch nichts. Alle paar Sekunden aktualisierte ich Twitter. Es gab Beiträge lokaler Quellen, die dazu rieten die Gegend zu meiden; Warnungen, die Polizei hätte diesen Teil des Viertels abgeriegelt; Spekulationen, dass der Schütze auf der Flucht sei. Ich musste an die Attentäter des Boston-Marathons denken, und wie einer der Zarnanjew-Brüder sich im Hinterhof eines Anwohners in einem Boot versteckt hielt. Ich sagte meinen Eltern, sie sollten das Haus nicht verlassen.

Kurz darauf erhielt ich WhatsApp-Nachrichten von guten Freunden aus Israel, wo der Schabbat gerade zu Ende ging – eine seltsame Umkehrung der Jahre der zweiten Intifada, als ich es war, der sich nach ihrer Sicherheit erkundigte.

Ich schaute erneut Nachrichten. Erste Berichte über eine Schießerei im Squirrel Hill-Viertel in Pittsburgh. Noch kein Name. Keine Opferzahl. Twitter aktualisieren.

Während die Minuten langsam verstrichen, zwischen Suzys erster SMS und dem Kauf eines Flugtickets in meine Heimatstadt, berichtete uns meine drittjüngste Schwester Molly, was sie im Polizeifunkt gehört hatte: »Er schreit, dass alle Juden sterben müssen.«

* * *

Ich wusste zu dem Zeitpunkt noch nicht, dass dieser Satz die Zeit in ein Vorher und ein Nachher einteilen würde. Es war ein Befehl, den in vergangenen Zeiten und in einer fremden Sprache bereits Amalek erteilte, als er den Schwächsten der alten Israeliten auf ihrem Weg durch die Wüste ins Gelobte Land nachstellte. Ein Befehl, der bei den Nachfahren Amaleks seinen Widerhall fand und der jetzt meine Generation erreicht hat. Ein Weckruf. Diese

Worte rüttelten mich auf und ließen mich erkennen, dass ich einen großen Teil meines Lebens Urlaub von der Geschichte gemacht hatte. In einem Kugelhagel war sie nun unzweifelhaft zurückgekehrt.

Aber diese Erkenntnis sollte erst später einsetzen. Am Morgen des 27. Oktober 2018 saß ich schweißgebadet in einem Hotelzimmer in Phoenix, trank lauwarmen Zimmerservice-Kaffee und teilte meinem Redakteur bei der Times mit, ich würde sofort eine Kolumne über die Ereignisse schreiben.

Zu dem Zeitpunkt kannte ich den Namen des Schützen, Robert Bowers, noch nicht und mir war auch nicht bekannt, was er auf dem sozialen Netzwerk Gab geschrieben hatte: »Es gibt kein #MAGA, so lange es eine Itzigplage gibt.«¹ Ich wusste da auch noch nicht, dass er Juden für die Sünde verantwortlich machte, Moslems nach Amerika zu bringen: »Öffnet eure Augen! Es sind die schmutzigen böartigen Juden, die die schmutzigen böartigen Moslems ins Land bringen!!«² Bowers hasste die Hebrew Immigrant Aid Society (HIAS), eine jüdische Organisation, die in den späten 1800er Jahren gegründet wurde, um aus Russland und Polen geflüchtete Juden umzusiedeln. Heute leistet sie die nicht minder ehrbare Arbeit, Juden und Nichtjuden gleichermaßen vor weltweiter Verfolgung zu schützen. Sein letzter Beitrag, bevor er das Gebäude betrat, lautete: »HIAS bringt gerne Invasoren ins Land, die unser Volk töten. Ich kann nicht zusehen, wie mein Volk abgeschlachtet wird. Ich scheiß drauf, was ihr denkt, ich

1 Im Original: »There is no #MAGA as long as there is a kike infestation« (A.d.Ü.)

2 Im Original: »Open you Eyes! It's the filthy EVIL Jews Bringing the Filthy EVIL Muslims into the Country!!« (A.d.Ü.)

gehe rein.³« Tree of Life war eine von 270 Synagogen im ganzen Land, die am Samstag zuvor den National Refugee Shabbat veranstaltet hatten. An diesem Morgen hatten amerikanische Rabbiner während des Gottesdienstes über ein grundlegendes und immer wiederkehrendes Thema der Bibel gesprochen: Unterdrückt den Fremden nicht, denn auch ihr wart Fremde im Lande Ägypten.

Das war, bevor ich im Altarraum der Synagoge stand und sah, wie ein FBI-Agent namens Nicholas Boshears in Tränen ausbrach, als er berichtet, was er in meiner Gemeinde gesehen hatte. Am Ende des Flurs waren seine Kollegen in weißen Overalls dabei, den Tatort zu reinigen und zu untersuchen: ein Gotteshaus übersät mit Hunderten von Patronenhülsen, getrockneten Blutlachen und winzigen Fleischstücken.

Das war, bevor mir Rabbi Daniel Wasserman in der Shaare Torah Synagoge in Squirrel Hill mit tränennassen, groß aufgerissenen Augen von dem berichtete, was er gesehen hatte. Als Mitglied der Chewra Kadischa – der heiligen Gemeinde – war er damit beauftragt, die Leichname gemäß dem jüdischen Brauch aufzunehmen.

»Ich habe Leichen in der Tahar gesehen«, der rituellen Reinigung, die vor dem jüdischen Begräbnis stattfindet, erzählte er mir. »Aber außer Sanitätern oder Soldaten in einem Kriegsgebiet, hat noch niemand so etwas zu Gesicht bekommen.« Für Robert Jones, dem für Pittsburgh zuständigen FBI-Agenten war es der »schrecklichste Tatort«, den er in zweiundzwanzig Jahren gesehen hatte.

Um seine Arbeit machen zu können, musste Rabbi Wasserman sein Hirn ausschalten. Und dennoch brannten sich

3 Im Original: »HIAS likes to bring invaders in that kill our people. I can't sit by and watch my people get slaughtered. Screw your optics, I'm going in.« (A.d.Ü.)

ihm die Bilder ein. Er berichtete mir, wie er den Körper von Cecil Rosenthal, einem herzlichen, geistig behinderten Mann, am Eingang der Synagoge gefunden hatte. Cecil kam immer besonders früh zu den Gottesdiensten, um die Gäste mit einem Lächeln und einem Gebetsbuch zu empfangen und ihnen die Plätze zuzuweisen.

Wassermann hatte auch Bernice und Sylvan Simon gesehen, die hier geheiratet hatten und in gegenseitiger Umarmung gestorben waren. »Er versuchte seine Frau zu beschützen«, schloss der Rabbiner von der Art, wie man ihre Körper aufgefunden hatte. Er erschauerte, als er mir erzählte, wie er ein Stück eines Schädels fand und sofort erkannte, zu welchem Kopf es gehörte, weil er genau wusste, wie der Mann sein Haar trug.

Das war, bevor wir die Namen kannten: die Rosenthals und die Simons und Joyce Fienberg und Richard Gottfried und Rose Mallinger und Jerry Rabinowitz und Daniel Stein und Melvin Wax und Irving Younger. Das war, bevor wir sie beerdigten.

Ich reichte meine Kolumne noch am selben Nachmittag ein. Am nächsten Morgen hielt ich die Rede, die der Grund für meine Reise nach Pittsburgh war. Eine freundliche Person aus dem Publikum setzte mir eine Baseballmütze der Pirates auf, die ich auch später noch trug, als ich den Flughafen durchquerte.

Erinnerst du dich daran, wie es sich anfühlte, als die Flugzeuge am 11. September in die Türme krachten? An jenem Morgen fuhr ich von der High School nach Hause. Die am Autofenster vorbeiziehenden gepflegten Rasen, sahen aus wie in Neonlicht getaucht. Autofahrer hielten an, um Passanten über die Straße zu lassen, die Ampeln funktionierten wie gewohnt und die Radiosender sendeten ihr übliches Programm. Mir wurde womöglich zum ersten

Mal in meinem Leben bewusst, dass nichts davon, weder die gepflasterten Straßen noch das fließende Wasser oder die liebevollen Eltern, die von der Arbeit nach Hause kamen und mich und meine Schwestern trösteten, selbstverständlich war. Nichts davon war sicher.

Das empfand ich auch, als ich am 28. Oktober den Flughafen von Phoenix durchquerte. Ich staunte über Leute, die der Starbucks-Kassiererin Bestellungen aufgaben. Ich beobachtete, wie eine junge Frau eine andere um ihr Ladegerät bat. Ich sah, wie sich Leute, ihre kleinen Rollkoffer hinter sich herziehend, höflich nach den ihnen zugewiesenen Nummern anstellten, um an Bord ihres Flugzeuges zu gelangen.

Alles wirkte wundersam, fragil. Erst als ich mich dreißigtausend Fuß über der Erde befand, auf der Heimreise nach Pittsburgh, ließen meine Tränen nach.

* * *

Ich hielt mich immer für eine der glücklichsten Jüdinnen der Geschichte.

Wer das Glück hatte, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Amerika zur Welt zu kommen, den Jahren des Überflusses für jüdische Bürger, konnte das so sehen. Die Krankenhäuser und Anwaltskanzleien, die Juden gründen mussten, weil die bestehenden sich weigerten, sie einzustellen, gehörten nun zu den angesehensten Einrichtungen des Landes. Außenseiter waren innerhalb weniger Jahrzehnte zu vollwertigen Mitgliedern der Gemeinschaft geworden, imstande nicht nur für die eigenen Rechte zu kämpfen, sondern auch denen beizustehen, die weiterhin diskriminiert wurden. Und all das, ohne ihren geräucher-ten Fisch oder Jom Kippur aufgeben zu müssen.

Dass ich die Gelegenheit hatte, genau in dieser Zeit in den Vereinigten Staaten zu leben, war in der Tat ein großes Glück. Wer religiös ist, kann es auch einen Segen nennen. Aber die Realität, die ich geerbt hatte, war mehr als nur ein reiner Zufall.

Den meisten Amerikanern meines Alters ist der Name des Predigers Charles Coughlin kein Begriff mehr. In den 1930er jedoch schalteten Woche für Woche rund dreißig Millionen Bürger ein, um seinen Reden zu lauschen, in denen er die Kristallnacht verteidigte und gegen Juden hetzte: »Wir sehen, wie die modernen Shylocks fett und reich geworden sind, gepriesen und vergöttert, weil sie das alte Verbrechen des Wuchers unter dem modernen Deckmantel der Staatskunst fortgesetzt haben.« Coughlin war so populär, dass seine Heimatstadt ein neues Postamt bauen musste, um die achtzigtausend Briefe bewältigen zu können, die er wöchentlich erhielt.

Henry Ford erhielt in *Mein Kampf* eine persönliche Würdigung und wurde 1938 mit dem Großkreuz des Deutschen Adlerordens, der höchsten Nazi-Auszeichnung für Ausländer, ausgezeichnet. Der leidenschaftliche Judenhass Fords, den er immer wieder durch seine Zeitung *The Dearborn Independent* verbreitete, war Hitler, der sogar ein Porträt des Autoherstellers besaß, eine große Inspiration.

1939, ein halbes Jahr vor Hitlers Einmarsch in Polen, versammelten sich mehr als zwanzigtausend Menschen im Madison Square Garden, um mit Transparenten für den Kampf der Nazis zu werben. »Wach auf, Amerika. Zerschlag den jüdischen Kommunismus« und »Stoppt die jüdische Herrschaft über christliche Amerikaner« konnte man auf ihnen lesen.

Mit anderen Worten: Antisemitismus war nicht nur ein deutsches oder europäisches Problem. Ideen, deren Um-

setzung den Tod der europäischen Juden bedeutete, waren nicht nur in den Köpfen der »Sieg Heil!« rufenden Massen in Manhattan zu finden, sondern ebenso in der Eugenik-Bewegung und den Jim Crow Gesetzen, die in die amerikanische Gesellschaft einsickerten.

Ein bedeutender Teil der amerikanisch-jüdischen Freiheit, die ich genossen habe, war eine Reaktion auf das, was in den europäischen Bloodlands geschehen war. Das liberale Amerika der Nachkriegszeit, das nach dem Fall der Nazis entstand, wurde zu einem gerechteren Ort für Juden, weil die Welt, und insbesondere die Vereinigten Staaten aus der Geschichte gelernt hatten – nach der Ermordung von sechs Millionen.

Von den Juden, die in den zwei oder drei gesegneten Generationen geboren wurden, hatte ich es sogar noch besser als die meisten. Keiner meiner Großeltern hielt sich während des Zweiten Weltkriegs in Europa auf. Alle waren hier zur Welt gekommen und besuchten sogar die gleiche öffentlichen High School im Squirrel Hill Viertel, wo sich meine Eltern später kennenlernen und kurz darauf heiraten sollten. Auch nach Jahrzehnten lieben sie sich noch, obwohl (oder vielleicht gerade weil) sie sich ständig gegenseitig ins Wort fallen. Jeden Freitagabend verwandelte sich unser Haus beim Schabbat-Mahl in einen Salon, in dem wir mit zehn oder mehr Gästen über Politik, Nachrichten und das Judentum diskutierten. Meine Eltern mussten hart arbeiten, damit meine drei Schwestern und ich die jüdische Tagesschule besuchen und ins Sommerlager oder nach Israel reisen konnten.

Vor allem aber wuchs ich in einer Zeit auf, in der sämtliche, zuvor verschlossenen Türen von unermüdlichen, wütenden und aufrechten Feministinnen im Kampf für Gleichberechtigung aufgestoßen worden waren. Zumin-

dest in der Theorie waren sämtliche Hürden, die meine Großmutter und meine Mutter daran hinderten, ihren Wünschen zu folgen, für mich überwindbar geworden.

Ich wuchs an einem Ort auf, den man ohne weiteres als urbanes Shtetl bezeichnen könnte. Es war uns bewusst, dass wir nicht die Extravagantesten oder Kultiviertesten waren, oder sonst wie herausstachen. Aber Snobismus stand uns ohnehin nicht. Wir waren *haimisch* – ein jiddisches Wort für alles Gemütliche, Heimelige und Bodenständige. Es könnte genauso gut das jiddische Wort für Pittsburgh sein.

Meine Bar Mitzvah fand 1997 in der Tree of Life Synagoge statt, dabei war die Zeremonie zunächst woanders geplant gewesen. Im Oktober zuvor hatte es in der Beth Shalom Synagoge, die meine Eltern regelmäßig besuchten und die weniger als eine Meile entfernt lag, gebrannt. Juden und Nichtjuden rannten gleichermaßen zum Unglücksort hin. Der Leiter von Beth Shalom sagte damals zu einem Journalisten: »Ich musste sie nicht suchen gehen. Sie kamen alle zu mir.« Wenn das alles ein wenig nach Mister Rogers⁴ klingt, liegt das womöglich daran, dass Squirrel Hill auch seine Nachbarschaft war.

* * *

Ein weiser Lehrer sagte mir einmal, die gesamte jüdische Geschichte, beginnend mit dem Buch Exodus und später in aller Deutlichkeit nach Hitlers Völkermord, hielte zwei Lektionen für das jüdische Volk bereit. Die erste bestehe darin, zu überleben und die zweite, niemals zuzulassen,

4 Fred McFeely Rogers (1928 – 2003) war Autor, Produzent und Moderator der erfolgreichen Kindersendung »Mister Roger's Neighborhood«, die zwischen 1968 und 2001 ausgestrahlt wurde. (A.d.Ü.)

dass andere zu Sklaven werden, denn uns sei die Bitterkeit der vergangenen und modernen Sklaverei nur allzu vertraut. Es ist die Abwandlung eines Satzes aus dem ersten Jahrhundert, der dem weisen Rabbi Hillel zugeschrieben wird: »Wenn ich nicht für mich selbst bin, wer wird sonst für mich sein? Wenn ich nicht für mich selbst bin, was bin ich dann? Wenn nicht jetzt, wann dann?«

Über die erste Lektion musste ich mir nie Gedanken machen, denn ich war privilegiert und lebte in Sicherheit. Eines der Geschenke der modernen jüdischen Erfahrung ist, dass die jüdischen Werte der Offenheit die hartherzigeren Einstellungen fast vollständig verdrängt haben, weil man uns in den meisten Fällen mit offenen Armen empfing. Um das blanke Überleben mussten wir uns keine Sorgen mehr machen.

Es ist nicht so, als hätte es keine Überbleibsel aus einer hässlicheren, gewalttätigeren Vergangenheit mehr gegeben. Man machte etwa Witze, die vom Aufsammeln von Kleingeld handelten oder von Menschen mit Hörnern. Und es gab abfällige Kommentare von Mitschülern, ich solle zurück in die Küche gehen und ihnen ein Sandwich machen.

Als ich in der dritten oder vierten Klasse war, fuhr jeden Morgen der Bus der katholischen Schule vorbei, während meine Schwester und ich an unserer Haltestelle warteten. Einige der Kinder steckten ihre Köpfe aus den Fenstern und schrien: »Itzig⁵« und »Dreckige Juden«. Meine Haut brannte, und ich drückte die kleine Hand meiner Schwester Casey ganz fest. Wir mussten unsere Eltern fragen, was »Itzig« bedeutet, denn wir hatten diesen Ausdruck noch nie gehört. Das Geschrei hörte erst auf, als mein Vater in

5 Im Original: »Kikes« (A.d.Ü.)

den Bus stieg und die Kinder zurechtwies. Ich kann mich nicht daran erinnern, mich geschämt zu haben, als er das tat.

Jeder Zweig meiner Familie besitzt das gleiche Portrait meines Urgroßvaters Chappy Goldstein, ein ärmlicher Einwanderer, der in jungen Jahren als Fliegengewicht boxte. Auf dem Foto trägt er Boxershorts, auf denen ein großer Davidstern prangt. Ich war stolz darauf, mit ihm verwandt zu sein, so wie ich stolz darauf war, dass der Laden meiner Großeltern von einem Boykott bedroht war, weil sie in den 1970er Jahren die Busing-Bewegung⁶ zur Integration der öffentlichen Schulen unterstützten. Meine Familie konnte zwar keine großen Torah-Gelehrten aufweisen, aber mir reichte es, von zähen Juden abzustammen, die stolz zu ihren Prinzipien standen.

Wir waren eine Familie von Nachrichtenjunkies, die sich ständig über Geschichte unterhielten. Deshalb war mir bewusst, dass wir zu den Glücklichen gehörten, dass alles auch viel schlimmer hätte sein können. Ich besuchte eine Schule, in der man uns von Menschen wie Hannah Senesh erfuhr, eine zionistische, ungarische Dichterin und Fallschirmjägerin, die von den Nazis gefoltert und hingerichtet wurde, und jedes Jahr am Jom HaShoah besuchten uns Überlebende, die Nummern auf ihren Armen trugen und uns von ihren Alpträumen erzählten.

Aber mir war auch bewusst, dass alles viel schlimmer sein konnte, weil ich sah, was sich in anderen Teilen der Welt ereignete. Ich sah die Bilder von Bussen, die Selbstmordattentäter in Jerusalem gesprengt hatten. Ich sah das

⁶ Die Beförderung von Kindern einer bestimmten Herkunft in eine Schule, in der eine andere ethnische Gruppe dominierend ist. Busing wurde als Mittel zur Integration und zur Gewährung gleicher Bildungschancen staatlich gefördert. (A.d.Ü.)

Youtube-Video von Daniel Pearl aus Pakistan. Seine letzten Worte, bevor man ihn enthauptete: »Mein Vater ist Jude, meine Mutter ist Jüdin, ich bin Jude.«

Ich war Studentin an der Columbia University, als ich von Ilan Halimi erfuhr, der damals mit seinen 23 Jahren gerade mal ein Jahr älter als ich war. Er lebte in Paris, einer der kosmopolitischsten Städte der Welt, war gesund, gutaussehend und besuchte jeden Freitagabend seine Mutter Ruth, eine Einwanderin aus Marokko, zum Schabbat-Mahl. Am 21. Januar 2006 wurde Halimi von einer Bande, die sich selbst Gang der Barbaren nannte, entführt, weil sie Geld bei ihm vermuteten. Tatsächlich lebten seine geschiedenen Eltern bescheiden, und er hatte bloß einen Job als Handyverkäufer. Aber die Bande war sich sicher, er sei reich, denn er war schließlich Jude.

Vierundzwanzig Tage lang folterten sie den jungen Mann. Sie schickten Videos davon an seine Familie. Halimi wurde nackt und mit Handschellen gefesselt in der Nähe der Eisenbahngleise in Essonne, etwa fünfzehn Meilen südlich von Paris, gefunden. Er war völlig verstümmelt: Er wies mindestens drei Stichwunden auf und der größte Teil seines Körpers war mit Zigaretten und Säure verbrannt worden. Er starb noch im Krankenwagen auf dem Weg in die Notaufnahme.

Nicht minder erschreckend als die Taten der Barbarenbande war die beharrliche Weigerung der französischen Behörden, das Verbrechen als das zu bezeichnen, was es war. »Es gibt kein einziges Element, das darauf schließen lässt, dass dieser Mord mit einem antisemitischen Ziel oder einer antisemitischen Tat in Verbindung steht«, so die Schlussfolgerung des Untersuchungsrichters in einer offiziellen Erklärung.

Wie der französische Schriftsteller Marc Weitzmann in

seinem neuen Buch *Hate*⁷ belegt, gab es eine überwältigende Anzahl solcher Hinweise. Es handelte sich nicht um eine zufällige Entführung zur Erpressung von Lösegeld, sondern um ein bösartiges Hassverbrechen, das von einer über zwanzigköpfigen Bande junger Leute unter der Führung eines unverblümten Antisemiten namens Youssouf Fofana verübt wurde. Aber der Preis diese Wahrheit auszusprechen, wurde als zu hoch angesehen. Das Land war daran gescheitert seine Bürger zu schützen, Moslems zu assimilieren, die Gesetzlosigkeit in den Vorstädten und die Balkanisierung der Gesellschaft zurückzudrängen, vor allem aber den mörderischen Judenhass zu bekämpfen. Am Ende wurde Ilan Halimi ermordet und anschließend geopfert, um Frankreichs Selbsttäuschung nicht zu gefährden.

* * *

Diese trügerische Hoffnung wurde dreizehn Jahre später zerschlagen. Im Februar jenes Jahres, am ersten Todestag Halimis, wurde der Baum, der zu seinem Gedenken in Paris gepflanzt worden war, von antisemitischen Vandalen gefällt. Der Wahn, der Halimis Mörder antrieb, ist mutiert und hat sich in ganz Europa ausgebreitet.

Die Pariser Juden mussten den Mord an Mireille Knoll, einer fünfundachtzigjährigen Holocaust-Überlebenden, die mit elf Messerstichen in ihrer Wohnung niedergestochen und anschließend verbrannt wurde, miterleben. Und davor die Ermordung Sarah Halimis (nicht mit Ilan verwandt), einer fünfundsechzigjährigen jüdischen Mutter von drei Kindern, die zu Tode geprügelt und aus dem Fens-

7 Marc Weitzmann, *Hate: The Rising Tide of Anti-Semitism in France (and what It means for us)*. Paris 2019.

ter geworfen wurde. Wenn französische Juden an Toulouse denken, müssen sie daran denken, wie aus nächster Nähe auf Kinder der Ozar-Hatorah-Schule geschossen wurde. Und die Juden in Berlin wissen, dass man verprügelt werden kann, wenn man Kippa trägt oder sich in der Öffentlichkeit auf Hebräisch unterhält.

Die Juden Stockholms und Malmös wissen, dass die Synagoge, in der sie sich aufhalten, jederzeit Ziel eines Brandanschlages werden kann.

Die Juden in Brüssel wissen, dass das Jüdische Museum nicht nur eine Touristenattraktion ist, sondern auch ein Ort, an dem Juden ermordet wurden.

Die Juden in London wissen, dass Jeremy Corbyn, der [ehemalige] Vorsitzende der Labour-Partei und mögliche künftige Premierminister des Vereinigten Königreichs, die völkermordenden Terrorgruppen Hamas und Hisbollah als seine »Freunde« bezeichnet.

Die Juden Warschaws mussten erleben, wie die Regierung eines Landes, in dem einst drei Millionen Juden lebten und heute nur noch zehntausend, ein Gesetz erließ, das es unter Strafe stellt die Kollaboration mit den Nazis zu thematisieren.

Ganz zu schweigen von den ständigen Friedhofschändungen, der Dämonisierung von Juden in der Presse und durch Politiker, oder den antiisraelischen Demonstrationen auf denen man uns ungestraft als »Affen und Schweine« beschimpft. Auf den Straßen von Städten wie London und Paris werden Juden verflucht, geschubst und bespuckt. Einige von ihnen sind meine Freunde.

Wir schreiben das Jahr 2019 und es leben immer noch Überlebende des Holocaust unter uns, die die gleichen Straßen entlanglaufen, auf denen sie einst zusammengetrieben wurden. So sieht die Realität aus: Ein erkennbarer

Jude zu sein – ein religiöser Jude, ein Zionist oder auch nur eine Person mit einem jüdischen Nachnamen oder einem jüdisch aussehenden Gesicht – bedeutet in manchen der vornehmsten europäischen Städte zusehends, sich physischen Gefahren auszusetzen. Es ist verständlich, dass so viele Juden sich entschieden haben, ihr Leben im Verborgenen zu führen. Manche haben sichtbare Zeichen entfernt: Mezuzot von den Türpfosten, Kippot vom Kopf, Davidstern vom Hals. Andere ziehen es vor ihre Ansichten zu bestimmten Themen, vor allem wenn es um Israel geht, für sich zu behalten. Eine kürzlich von der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte durchgeführte Umfrage ergab, dass 41 Prozent aller Juden im Alter zwischen 16 und 34 Jahren eine Auswanderung in Erwägung ziehen, »weil sie sich als jüdische Person nicht sicher fühlten«.

Wie ich im November 2018 in einer *Times*-Kolumne schrieb, versuchen die Juden in Europa einen dreiköpfigen Drachen zu erlegen. Da ist zum einen die physische Angst vor gewalttätigen Übergriffen, oft durch junge islamistische Männer, die viele Juden dazu veranlasst, ihre religiöse Identität zu verheimlichen. Dann die moralische Angst vor ideologischen Angriffen, vor allem durch die extreme Linke, die dem jüdischen Staat die alleinige Schuld am Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern zuschreibt und daher manche Juden dazu bringt, ihre Sympathien für Israel herunterzuspielen oder sich ganz von ihm abzuwenden. Und drittens gibt es eine tiefgehende, politische Angst vor dem Wiederaufleben von Faschismus und Populismus, was zu kognitiven Dissonanzen führen kann, da zumindest einige der europäischen Neofaschisten und Populisten gleichzeitig Sympathie für Israel wie eine offene Feindschaft gegen Moslems bekunden.

Oftmals vermischen sich diese drei Bedrohungen wie

kürzlich in Paris, als der Intellektuelle Alain Finkielkraut beim Überqueren einer Straße an einer Gruppe von Gelbwesten-Demonstranten vorbeikam, die ihn als »dreieckigen Juden«, »zionistischen Scheißer« und »Faschisten« beschimpften. Sie forderten ihn auf: »Geh heim nach Israel, nach Tel Aviv!« Finkielkraut ist der Sohn polnischer Holocaust-Überlebender, denen man damals vermutlich das Gleiche gesagt hatte.

Die Angreifer wussten von dem Philosophen Finkielkraut vermutlich kaum mehr, als dass er Jude ist. Ich bin mir sicher, dass ihnen nicht bewusst war, dass er vor einigen Jahren zum Mitglied der Académie Française ernannt wurde. Die vierzig Mitglieder der Académie werden auch als die Unsterblichen bezeichnet, so wichtig sind diese Personen für die französische Kultur. Finkielkraut nimmt Platz auf dem Sessel mit der Nummer 21.⁸ Dieser Angriff auf Finkielkraut lässt mich an den furchtbaren Fauxpas denken, der Premierminister Raymond Barre 1980 nach dem Bombenanschlag auf eine Pariser Synagoge, bei dem eine Jüdin und drei weitere Menschen ums Leben kamen, live im Fernsehen unterlief: »Dieser verabscheuungswürdige Terroranschlag galt Juden, die auf dem Weg zur Synagoge waren, traf aber unschuldige französische Passanten.« Der Premierministers Frankreichs ließ die Öffentlichkeit also wissen, die französischen Juden seien weder frei von Schuld noch vollwertige Franzosen und im Gegensatz zu einfachen Passanten legitime Ziele. Indem sie ihre Wut auf den Juden Alain Finkielkraut richteten, wie sie es sicher wieder tun werden, griffen die Gelbwesten unwissentlich das Herz der französischen Kultur an.

⁸ Die Akademie française, die 1634 von Kardinal Richelieu ins Leben gerufen wurde, ist eine der prestigeträchtigsten Einrichtungen des Landes. Die Zahl der Mitglieder beträgt heute vierzig. (A.d.Ü.)